

Rezensionen

Mona Singer: Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien: Löcker 2005

Feministische und Postkoloniale Kritik stellt die westliche Wissenschaft und deren Wahrheitsansprüche durch den Aufweis ihrer androzentristischen und sexistischen, imperialistischen, kapitalistischen und rassistischen Ausrichtung radikal in Frage. Im Zuge dieser Kritik werden traditionelle abendländische Wahrheits- und Objektivitätsansprüche mit dem Konzept des „situierten Wissens“ konfrontiert und relativiert. Dieses Konzept beschreibt wissenschaftliche Theorien sowie deren Praxis als in historische, soziale und politische Kontexte eingebunden und von ihnen durchdrungen. Davon ausgehend analysiert Mona Singer, ob und in welcher Weise wir epistemologisch noch Ansprüche auf Wahrheit und Objektivität erheben können. In Auseinandersetzung mit Ansätzen der Wissens- bzw. Wissenschaftssoziologie und -theorie, feministischer Theorie, Cultural und Postcolonial Studies skizziert sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Konzeptionen von „situated knowledges“. *Geteilte Wahrheit* verweist somit darauf, dass die Situietheit des Wissens wohl einen gemeinsamen epistemologischen Ausgangspunkt für diese unterschiedlichen theoretischen Ansätze darstellt; gleichzeitig wird aber auch das Trennende in der jeweils konkreten Bestimmung von Situietheit angesprochen. Singer plädiert schließlich in emanzipatorischer Absicht dafür, Wahrheitsansprüche auch unter der Prämisse der Situietheit des Wissens nicht aufzugeben: Kontextualität laufe Gefahr, in Beliebigkeit und Indifferenz abzugleiten, wenn sie nicht an gesellschaftstheoretische und politisch-ethische Orientierungen rückgebunden werde.

Ihren Überlegungen hinsichtlich einer Verknüpfung von situiertem Wissen mit Wahrheitsansprüchen stellt die Autorin einen geschichtlichen Aufriss dominanter Objektivitätskonzeptionen der abendländischen Wissenschaftsgeschichte voran. In dieser historischen Perspektive auf Objektivität wird nicht nur deutlich, inwiefern jeweils unterschiedliche Vorstellungen von Objektivität vorherrsch(t)en, die in das gegenwärtig dominierende aperspektivische Objektivitätsverständnis eingehen und mit moralischen Implikationen ver-

bunden waren bzw. sind (Kapitel 2). Ein solcher Zugang zeigt vor allem, dass selbst das Konzept der Objektivität nicht zeitlose Gültigkeit beanspruchen kann, sondern ebenfalls als situiert aufzufassen ist. Zudem wird in der historischen Analyse erkennbar, dass Auffassungen von Objektivität und Wahrheit untrennbar aufeinander bezogen sind. Unter diesen Voraussetzungen wird eine Neuverhandlung des Verständnisses von Objektivität und Wahrheit möglich.

Wie lässt sich nun ein Wahrheitsanspruch im Sinne des „situierten Wissens“ formulieren, der nicht lediglich verschiedene „sitierte“ Wahrheiten unvermittelt nebeneinander setzt und damit Erkenntnisrelativismus um den Preis der Möglichkeit von Kritik zur Folge hat? Mona Singer plädiert dafür, im Zusammenhang mit Wahrheit die Frage nach dem Sinn zu stellen: Konkret fordert sie Gerechtigkeitsinn in der Auseinandersetzung mit dem Wahrheitsbegriff. Emanzipatorische Wissenschaft brauche nicht nur einen Wirklichkeitssinn, sondern auch einen Möglichkeitssinn, der über das (geltend gemachte) Faktische hinaus eine Vorstellung dessen entwickelt, was hinsichtlich gerechter sozialer und globaler Verhältnisse sein sollte. Damit erhält der Wahrheitsbegriff – wie ihn Mona Singer skizziert – eine politisch-ethische Dimension (Kapitel 3). In Anknüpfung an das Objektivitätsverständnis Donna Haraways, deren theoretische Einsichten einen zentralen Ausgangspunkt für die Autorin bilden, seien Verantwortlichkeit, Positionierung und Parteilichkeit unbedingte Aspekte jeglicher Wissensproduktion, die – der Kontingenz ihrer jeweiligen Gegenstände ungeachtet – immer auch schon kulturell überformt und damit Dokument eines Eingriffes ist.

In Kapitel 4 folgt daraus nicht nur die Überlegung, „daß die Welt, wie wir sie haben, anders aussehen könnte, sondern auch, daß die Verantwortung dafür zu übernehmen ist, wie sie aussieht (weil sie auch anders aussehen könnte).“ (S. 211)

Mit der Situietheit des Wissens wird für eine kritische Epistemologie freilich die Frage relevant, von welchen Erkenntnissubjekten ausgegangen wird: „Kants klassische erkenntnistheoretische Frage ‚Was können wir wissen?‘ wurde erkenntniskritisch dahin gewendet zu fragen: Wer ist de facto dieses Wir?“ (S. 17)

Aus Mona Singers Diskussion feministischer Standpunkttheorien folgt: Während die feministische Theorie zunächst das Geschlecht eines vermeintlich allgemeinen „Wir“ im Zusammenhang mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen in den Vordergrund gerückt hat, wenden vor allem postkoloniale TheoretikerInnen ein, dass mit Blick auf Klasse, Ethnie und Kultur auch *ein* feministisches „Wir“ fraglich geworden ist. Ausgehend von dieser Kritik skizziert Singer

mit Stuart Hall „eine Konzeption von kollektiver kultureller Identität, die sich sowohl gegen essentialistische als auch gegen dekonstruktivistische Denkweisen abgrenzt“ (S. 187). Im Zuge globaler Veränderungen könne sich eine kritische Gesellschaftsanalyse nicht mehr ausschließlich auf *eine* Ungleichheitskategorie beziehen, obgleich die Autorin einräumt, dass dies keineswegs den Verzicht auf die Analysekategorie Geschlecht bedeute. Vielmehr sei die Verschränkung und Verflechtung gesellschaftspolitisch relevanter Differenzen zu sehen. Als Individuen sind wir in unterschiedliche – möglicherweise auch widersprüchliche – kollektive Identitäten verstrickt. Dennoch folge daraus kein bestimmter Kausalzusammenhang zwischen individuellem Situiert-Sein und Sich-Positionieren. Während die Wahrnehmung von Ungleichheit dem Wirklichkeitssinn entspreche, sei die Beurteilung einer Ungleichheit als Ungerechtigkeit eine Frage des Möglichkeitssinns, also der Verbindung des Faktischen mit ethischen und politischen Überlegungen. Ein auf Gerechtigkeit und Ermächtigung ausgerichteter Möglichkeitssinn ist für Mona Singer im Sinne von Wissenschaft als emanzipatorischem Projekt die Bedingung der Möglichkeit geteilter Wahrheiten.

Mona Singer hat nicht nur eine wissenschaftlich ausgesprochen fundierte und differenzierte Arbeit vorgelegt, sie bekräftigt darüber hinaus durchgängig, dass die Politisierung intellektueller Praxis nicht nur kein Mangel, sondern im Sinne einer emanzipatorischen Wissenschaft unerlässlich ist. Dieses Buch ist eine Ermutigung, sich gerade auch innerhalb der Wissenschaften – und also nach wie vor mit Anspruch auf Wahrheit – engagiert und kritisch gegen hegemoniale Verhältnisse und Ungerechtigkeit zu positionieren.

Christine Rabl

Anja Tervooren: Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit. Weinheim: Juventa 2006

Ethnographische Forschung in der Erziehungswissenschaft erfreut sich zunehmender Beliebtheit. Dennoch gibt es auf Grund des enormen Arbeitsaufwandes bislang wenige Studien, die zu Recht als ethnographisch bezeichnet werden können; vielen Studien gelingt es nicht, zu einer dichten Beschreibung zu kommen, welche ermöglicht, die Struktur eines Feldes zu erkennen. Tervooren stellt sich dieser Herausforderung. Sie gibt als Ziel ihrer Studie an, eine empirisch fundierte geschlechtssensible performative Sozialisationstheo-

rie der Kindheit im Übergang zur Adoleszenz zu entwickeln. Tervooren stellt konkret die Frage, wie sich Mädchen und Jungen im Alter von 10 bis 13 Jahren selbst hervorbringen bzw. hervorgebracht werden.

Dazu stellt sie zunächst in Kapitel 1 verschiedene Sozialisationstheorien vor, diskutiert sie in ihrer Reichweite und stellt eine empirisch generierte geschlechtssensible Sozialisationstheorie dar. Konkret zeigt sie, dass die Sozialisationstheorie Parsons' aufgrund ihres Fokus auf die Relation von Individuum und Gesellschaft dazu tendiert, geschlechtsspezifische Differenzen fest zu schreiben. Die Akteure würden die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit eher repräsentieren. In den sozialkonstruktivistischen Analysen hingegen würde Geschlechtlichkeit erst in der alltäglichen Praxis hervorgebracht („Doing gender“), anstatt sie vorauszusetzen. Darüber hinaus bezieht sich Tervooren auf kulturwissenschaftliche Theorien, die davon ausgehen, dass Geschlechtlichkeit inszeniert, d.h. performativ hergestellt wird. Die Autorin bevorzugt Butlers Analysen zur Performativität gegenüber denen Goffmans, da letzterer eine intentionale Handlungstheorie entwerfe. Butler hingegen gehe davon aus, dass das Subjekt erst durch die „Inszenierung des Körpers“ und die „Unterwerfung unter die symbolische Ordnung“ als Subjekt konstituiert werde (S. 18). Durch diese Inszenierungen materialisiere sich eine Geschlechterordnung, die in der Wiederholung zugleich variiert werde. Dadurch könne zwischen Handlung und Struktur vermittelt werden. Dennoch stelle sich bei dem Ansatz Butlers das Problem, dass sie die historische Bedingtheit nicht beschreiben und die Inszenierungen nicht in ihrer konkreten gesellschaftlichen Bedingtheit transparent machen könne.

Aus diesem Grunde geht Tervooren auf dem Hintergrund ihrer empirischen Analysen über Butler hinaus, indem sie ihren Ansatz mit Bourdieu verbindet. Sie zeigt auf, wie Geschlecht durch Gewöhnung, kognitives Lernen von Regeln und praktisches Lernen als habituelles *to know how* eingeübt und dadurch gelernt wird. Dabei entstehe aber nicht immer das Gleiche, sondern das Gleiche bringe zugleich etwas Neues hervor. Die Einübung vollziehe sich in Ritualen und Spielen. Rituale werden von Tervooren als kollektive symbolische Inszenierungen und nicht wie bei Butler als individuelle symbolische Inszenierungen verstanden (vgl. S. 26). Rituale bieten in „ihrer strengen wiederholbaren Form [...] einerseits Ansatzpunkte zum Überschreiten von Geschlecht [...] und ziehen andererseits strenge Grenzen zwischen den Sphären der Geschlechter“ (S. 26). Dadurch, dass die Autorin den Fokus auf ritualisierte Formen legt, deutet sich an, dass die Struktur gegenüber der Handlung vorrangig ist. (vgl. S. 37). Dadurch käme auch die generative Komponente mit in den Blick.

Die Identifikation mit den Ritualen und deren Transformationen vollziehe sich durch Mimesis, welche als eine soziale Praxis mit einem zeigenden und darstellenden Charakter verstanden und nicht wie bei Butler auf der Ebene des Psychischen verortet wird (vgl. S. 27f.). Begründet wird diese Präferenz mit dem Verweis auf andere empirische Untersuchungen (Kelle/Breidenstein 1998), die auf den öffentlichen Charakter der Darstellung von Intimität hinweisen (vgl. S. 32). Nachdem Tervooren das Ergebnis ihrer aus der Empirie generierten geschlechtssensiblen Sozialisationstheorie in dem Buch vorweg genommen hat, zeigt sie im Kapitel 2 ihren methodologischen Zugang auf.

Methodologisch legt Tervooren überzeugend dar, wie ihr der Feldzugang in die Schule gelingt. Nach Abklärung mit der Schuldirektion, wird zunächst eine Video-AG, in der die Schüler/innen Medienkompetenz erwerben können, angeboten, darauf folgt eine teilnehmende Beobachtung auf dem Pausenhof sowie später eine teilnehmende Beobachtung der Übergänge Unterricht/Pause. Dadurch bewegt sich Tervooren von der Peripherie ins Zentrum des Geschehens Schule. Die teilnehmende Beobachtung umfasst das Beobachten und Beschreiben von erlebten Situationen, das Aufzeichnen von Situationen mit einem Videorecorder und das Führen von Gruppendiskussionen. Tervooren strebt durch eine mikroskopische Analyse von Alltags- und Festritualen (Aufzeigen im Unterricht, rituelle Beschimpfung, Geburtstagsfeier, feierlicher Einzug einer Clique auf einer Fete, Untersuchung von Spielen, Liedern und Tänzen) eine dichte Beschreibung an (vgl. S. 63). Sie wertet das Datenmaterial nach der dokumentarischen Methode, der „dichten Beschreibung“ nach Geertz sowie der Grounded Theorie aus (vgl. S. 62). Dabei stellt sie das Geschlecht in den Analysen zunächst zurück und legt ihren Fokus auf Rituale. Erst in einem weiteren Schritt wird Geschlecht als Kategorie im Zusammenhang mit der beobachteten Gemeinschaftsbildung untersucht (vgl. S. 63).

Die Ergebnisse der Analysen werden in den Kapiteln 3 -5 dargestellt:

In Kapitel 3 bezieht sich ihre Analyse auf Körperstile von Mädchen und Jungen. Dadurch kann gezeigt werden, dass nicht der anatomische Körper, sondern Körpertechniken, Bewegungen, das Zusammensein mit bestimmten Personen in bestimmten Räumen verschiedene Variationen von Männlichkeit und Weiblichkeit hervorbringen. So zeigen sich bei den Mädchen z.B. folgende Körperstile: eine Assimilation der Mädchen an die Jungen, was von Tervooren auch als ‚passing‘ bezeichnet wird, eine Darstellung übersteigerter Weiblichkeit und eine „Weiblichkeit, die Männlichkeit selbst zum Vorbild nimmt, ohne diese selbst einzuüben, geschweige denn zu verkörpern“ (S. 212).

In Kapitel 4 geht sie auf den Kampf mit dem eigenen Geschlecht, d.h. die hierarchische Positionierung der Mädchen bzw. Jungen untereinander ein. Dieses Thema wählt sie, da die Kinder in dem Alter zwischen 10 und 13 Jahren sich eher in nach Geschlechtern getrennten Peer-Groups aufhalten. Sie zeigt auf, dass die Jungen Auseinandersetzungen eher mit Jungen aus anderen Cliques, die Mädchen hingegen die Auseinandersetzung innerhalb ihrer Clique suchen und dabei Unterschiede untereinander darstellen, um sich in das Jugendlichsein einzutüben. „Bei den Jungen ändert sich die Machtverteilung zeitweise von einem Augenblick zum nächsten und die Wettkämpfe beginnen von vorn. Die Clique der Mädchen dagegen bietet ein stabiles Machtgefüge mit klar unterschiedenen Positionen an, dem sich alle Mitglieder in strenger Disziplin unterwerfen“ (S. 215).

In Kapitel 5 nimmt Tervooren das vielfältige Begehren in der ausgehenden Kindheit in den Blick. Sie zeigt, dass bei den Mädchen das Thema Sexualität mit gleichaltrigen Mädchen vorbereitet wird, indem sie gemeinsam jugendliche Geschlechterinszenierungen einüben. Die Clique hilft sowohl beim Kennenlernen von Jungen und dient darüber hinaus auch als Schutzraum. Die Mädchen haben dadurch intime Erfahrungen untereinander, indem sie sich über Gefühle austauschen. Da die Clique aber aufgrund der Gruppendynamik nicht unbedingt die Sicherheit bringt, die erwartet wird, spielen Freundschaften eine zentrale Rolle. Um als Jugendliche zu gelten, müssen Mädchen sich heterosexuell zeigen, d.h. sich in einer Zweierkonstellation mit Jungen darstellen, ohne dass es sich hier um eine reale intime Beziehung handelt. Jungen hingegen beschäftigen sich mit dem Thema Sexualität ausschließlich innerhalb der eigenen Peer-Group. Hier zeigt sich einerseits, dass sie über Scham besetzte Themen als Beweis von Intimität mit Gleichaltrigen sprechen, andererseits aber auch sexuelle Handlungen unter Jungen spielerisch aufführen. In Kapitel 6 fasst Tervooren ihre Ergebnisse noch einmal prägnant und trotzdem gegenstandsnah zusammen.

Wie ist das Buch zu bewerten? Die Autorin betritt methodologisches Neuland. Jeder Anfang ist schwierig und es braucht viel Mut, sich auf unsicherem Boden zu bewegen. Das Buch bietet neue Optionen für ethnographische Forschung im Bereich geschlechterbezogener Sozialisation, die auf jeden Fall zur Kenntnis genommen und weiter verfolgt werden sollten. Die theoretische Rahmung ist schlüssig und zeigt den Blick auf, der der Untersuchung zu Grunde liegt. Dabei erscheint mir die Generierung einer geschlechtersensiblen performativen Sozialisationstheorie, wie sie in Kapitel 1 dargestellt wurde, allerdings eher aus einem theoretischen Interesse gespeist als empirisch hinreichend fundiert zu sein. Sehr positiv hervorzuheben ist, dass die exemplarischen Aus-

schnitte aus den Beobachtungsprotokollen zeigen, wie detailliert beobachtet wurde und wie gut es gelungen ist, Situationen anschaulich darzustellen. Die Interpretationen in den Kapiteln 3-5 sind theoretisch informiert, aber trotzdem nah am Material entlang entwickelt, und zeigen eine Vielschichtigkeit des Geschehens auf, bei der zu Recht von einer dichten Beschreibung gesprochen werden kann. Aus diesem Grunde halte ich das Buch für sehr lesenswert.

Bettina Hünersdorf

Barbara Rendtorff: Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung, Stuttgart: Kohlhammer 2006

Gleich vorneweg: Ich halte dieses Buch für eine anspruchsvolle und weiterführende, dabei ebenso auf- wie anregende Einführung in den Themenkomplex, die zudem einen originären und dezidierten Beitrag zur erziehungswissenschaftlichen Theoriebildung beinhaltet.

Welches Anliegen verfolgt die Autorin mit ihrem Text? In ihrem Vorwort schreibt sie, das Buch stelle sich die Frage, „welche Faktoren und Aspekte von Erziehungsprozessen die Selbst- und Weltbilder von Kindern und ihr Handeln in geschlechtstypisierender Weise färben und beeinflussen“. Barbara Rendtorff kennzeichnet sogleich auch die Grenzen des Unterfangens – sie bezieht sich auf „Erziehung“ in einem engeren Sinn, wählt entsprechend auch bestimmte Bezugsfelder (Familie, Kindergarten, Schule) aus, lässt andere (etwa die Soziale Arbeit) nur am Rande aufscheinen. Gerade vor dem Hintergrund dieser notgedrungenen Begrenztheit erscheint mir der Grundgedanke, dass Geschlecht immer auch „auf der Ebene des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses, verstanden als politische und soziale Ordnung wie auch als Ausdruck des Denkens einer Gesellschaft über sich selbst und ihr Menschenbild“ (S. 8) wirksam ist, besonders bedeutsam. Meines Erachtens vermag eine solch spezifische Bewusstheit, die von der feministischen Erkenntniskritik entwickelt und präzisiert worden ist, die Reflexionen des Buches immer wieder über die abgesteckten Felder hinaus zu öffnen.

Wie ist das Buch aufgebaut? Einer ersten Durchsicht „geschlechtstypischer Auffälligkeiten“ (bei Kindern sowie im Kontext von Schule und Beruf) folgt in Teil I die Darstellung wichtiger „Diskursansätze“ zum Verhältnis von Erziehung und Geschlecht. Hier werden einige historische Diskurslinien gekennzeichnet (die sich nicht zuletzt im Genre der Ratgeberliteratur finden), hier wird auch die Erste Frauenbewegung mit ihrem Konzept einer „Geisti-

gen Mütterlichkeit“ thematisiert – nicht unwichtig für den späteren Gedankengang Rendtorffs, in dem die Diskriminierung mütterlicher (Erziehungs-) Praxis in der Pädagogik kritisch beleuchtet wird. Auch die Kontroversen um Schulbildung und Koedukation werden diskutiert, und nicht zuletzt die („antisexistische“) Jungen- und („parteiliche“) Mädchenarbeit im außerschulischen Bereich.

Teil II beinhaltet das theoretische Kernstück des Buches, eine Auseinandersetzung mit den Geschlechterdimensionen in der erziehungswissenschaftlichen Theoriegeschichte, der die eigenen Studien Rendtorffs zur Bedeutung von Geschlecht und zu einem anderen möglichen Denken der „Geschlechterdifferenz“ gegenübergestellt werden (dazu gleich noch etwas mehr). Teil III rundet das Buch mit pädagogischen Erwägungen zu „Care-Ethik der Sorge“, zu „Erziehen als Profession“ und zu „Differenz und Dissens“ ab, nicht ohne am Ende auf die oben bereits erwähnten pädagogisch-erzieherischen Handlungsfelder noch einmal näher einzugehen.

Eine intensive Auseinandersetzung mit allen interessanten Aspekten des Buches müsste ausführlicher erfolgen, von daher beschränke ich mich hier auf einen ganz bestimmten:

Für die erziehungswissenschaftliche Diskussion zentral ist meines Erachtens Rendtorffs Reflexion in Bezug auf das Denken zu „Erziehung“ und „Bildung“ (siehe auch ihre früheren Beiträge zu diesem Komplex, etwa Rendtorff 2000), das sie in einen geschlechterpolitischen Zusammenhang stellt (vgl. S. 69ff.). Die Gegenüberstellung von Erziehung und Bildung (eng – weit; Zwang – Freiheit; Einpassung – Selbstgestaltung etc.) analog einer spezifisch ausgestalteten Geschlechterdichotomie hat – so kann Rendtorff zeigen – weit reichende Konsequenzen für die mögliche Verortung des Erziehungshandelns und der Auffassung von Erziehung überhaupt: „Denn gerade *weil* die Verknüpfung der Mutter mit dem konservativen Element so stark ist, wird das Verhältnis von Erziehung und Bildung m. E. fundamental verkannt. So wenig nämlich Freiheit und Bezogenheit als Alternative einander gegenüber gestellt werden können, so wenig können auch Erziehung und Bildung in ihrem Bezug zur Freiheit des Individuums einander einfach gegenüber gestellt werden [...] Das Angebot und die Herausforderung, die mit dem Bildungsbegriff anvisiert wird, kann doch nur von einem mit dem Raum innerer Freiheit *erzeugen* Subjekt genutzt werden“ (S. 78f.).

Die Radikalität von Rendtorffs Denken zeigt sich gerade hier. Mit Bezug auf Jan Masschelein (1996) folgert sie, dass die aktuelle Aufgabe erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung darin bestehe, „einen Begriff zu entwickeln und stark zu machen, der die unterschiedlichen und wider-

sprüchlichen, ja gegensätzlichen Anforderungen und Kräfte, die in dem Bereich menschlicher Entwicklung und Entfaltung wirksam sind [...] in einem Begriff zusammenführt“ (80f.) und dabei dem Sog beruhigender Vereindeutigung widersteht.

In ihrem eigenen Vorschlag eines anderen Denkens der „Geschlechterdifferenz“ zeigt Rendtorff, wie tief greifend und weit reichend man sich dem Themenkomplex tatsächlich nähern kann: „[...] dass die Geschlechterdifferenz eigentlich das genaue Gegenteil ausdrücken sollte als etwa ‚der Unterschied zwischen Frauen und Männern‘, nämlich: dass die Tatsache des Geschlechtlichseins einen ‚Riss‘ in der Selbstgewissheit des Individuums ausmacht: da ist etwas, was nicht begrifflich ist, eine Spannung, die sich nicht beruhigen lässt, die von der Unassimilierbarkeit des Anderen [seiner ‚Fremdheit‘] ausgeht. [...] Die erziehungswissenschaftliche Theorie muss an dieser Spaltung arbeiten, statt sie durch Scheinlösungen zu befestigen“ (132f.). In ihrer Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Verhältnis von „sex“ und „gender“ zeigt Rendtorff, dass auch in diesem Kontext durchaus mit Scheinlösungen gearbeitet wird (vgl. 98ff.) – so kann der Siegeszug des Gender-Begriffs, der vordem einen „problematischen“ (also potentiell politisierbaren!) Raum bezeichnen sollte, heute auch als Depolitisierung der Auseinandersetzung um die Bedeutung von „Geschlechterdifferenz“ gelesen werden.

Dieser kurze Einblick verweist auch gleich auf eine Schwierigkeit des Buches: Es ist – neben seinem ungemein nützlichen Informationsgehalt und Strukturierungsangebot – auch voraussetzungsvoll und bedarf, insbesondere bei „Neulingen im Feld“, an vielen Stellen sicherlich der Kommentierung, der weiteren Erläuterung und Diskussion. Zu flüchtig gelesen verfehlt die Lektüre womöglich die Schärfe der Analyse.

Was das Buch auszeichnet: Es bietet in Bezug auf inzwischen vielgestaltig vorliegende konkrete empirische Befunde zu geschlechtstypischen Phänomenen (z.B. „geschlechtsspezifische Sozialisation“ oder LehrerInnen- und SchülerInnenverhalten), aber auch in Bezug auf aktuelle „alltagspsychologisch“ gedeutete Empirismen der „Geschlechterdifferenz“ – neben einer überblicksartigen und zusammenfassenden Darstellung – kritische Lesarten an, die auch die Grenzen unseres Wissens deutlich kennzeichnen. Reflektiert wird dabei jeweils der „approach“; den jeweiligen Denkvoraussetzungen, die die Wahrnehmungs- und Erkenntnismöglichkeiten (die gleichzeitig geschlechterpolitisch bedeutsam erscheinen) in spezifischer Weise strukturieren, gilt die besondere Aufmerksamkeit der Autorin. Von daher wird immer wieder Wert auf Kontextualisierung gelegt – auch wenn diese notgedrungen (der Kürze des Textes und der Komplexität der Aufgabe geschuldet) oft nur

angedeutet bleibt. Hier könnte eine (Gesellschafts-)Geschichte und (Re-)Kontextualisierung der – in der Regel konflikthaften – Thematisierungen von Geschlecht sicher noch Erweiterungen und Differenzierungen hervorbringen.

Barbara Rendtorff verlangt und versucht eine Schärfung der verwendeten Begriffe (siehe etwa „geschlechtstypisch – geschlechtsspezifisch – geschlechtsbezogen“, S. 10) und eine Unterscheidung verschiedener Bezugsdimensionen der Thematisierung von Geschlecht (und Erziehung!) in der Pädagogik. Sie verfolgt dabei keine Darstellungsstrategie, die etwa – diachron – ein Phasenmodell der Abfolge bestimmter Etappen (oft noch einer Fortschrittslogik verhaftet) zeichnet, oder – eher synchron – verschiedene Theorieströmungen und Denkmöglichkeiten zu „Erziehung und Geschlecht“ einfach im Spektrum darstellt. Vielmehr versucht sie „Geschlechterdifferenz“ als Beunruhigung und damit Geschlecht als Politikum offen zu halten (S. 128ff.).

Damit wirkt ihr Buch Komplexität strukturierend und erhöhend zugleich (was in meinen Augen ein gutes „Lehrbuch“ als „Nach-Denk-Buch“ wirklich auszeichnet).

Dieses Buch kann zur Lektüre und Durcharbeitung all denjenigen empfohlen werden, die sich mit ihren Fragen und Problemstellungen im Feld der (nicht nur) erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung bewegen (wollen). Darüber hinaus stellt das Buch von Barbara Rendtorff in meinen Augen eine erkenntnispolitische Intervention in dieses Feld dar, die eine weitere intensive Auseinandersetzung mit den Denkangeboten der Autorin provozieren sollte. Ich wünsche dem Text von daher eine ebenso breite wie gründliche Rezeption, die die Fragen des Buches weitertreibt.

Susanne Maurer

Anne Schlüter (Hg.): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen – Erfahrungen – biographisches Lernen, Opladen: Verlag Barbara Budrich (2006)

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind für die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) entstanden, die unter dem Thema „Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen – Erfahrung – biographisches Lernen“ im Mai 2005 in Duisburg stattfand. Der Tagungsband umfasst eine Vielfalt von Beiträgen, zusammengehalten von der Frage, wie Frauen heute mit den

strukturellen gesellschaftlichen Bedingungen umgehen, um Familie und Beruf vereinen zu können. Die „Work-Life-Balance“, das Gleichgewicht von Beruf und Privatleben, steht dabei im Zentrum des Interesses. Der ursprünglich männlich konnotierte Terminus aus den Kaderetagen der Wirtschaft macht seit den 1990er-Jahren im Gefolge von „Burnout“- und „Workaholic“-Diskussionen Furore und dominiert v.a. die Arbeitszeitfrage. Das Schlagwort gehört mittlerweile zur Unternehmenskultur größerer Firmen und beinhaltet neben flexiblen Arbeitszeiten Angebote für Gesundheits-Checks, Entspannung, Fitness und Freizeit, Familienauszeit, Weiterbildung und vieles mehr.

Die Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben kreist bei Frauen jedoch nicht nur um das persönliche Zeitmanagement. *Anne Schlüter* sieht in ihrer Einführung zu diesem Band die zentralen Fragestellungen auf die gesellschaftliche und persönliche, von Seiten der Männer geleistete Unterstützung fokussiert. Prinzipiell stehen Frauen inzwischen sämtliche Bildungs- und Karrierewege offen, die Rhetorik der Gleichheit ist auf einer „talk“-Ebene etabliert. Es geht auch nicht mehr darum, dass sich Frauen zwischen Kindern und Beruf entscheiden müssen. Die Kinderfrage jedoch ist mit Blick auf die demographische Entwicklung und die damit verbundene Alterssicherung zu einem gesellschaftlichen Politikum geworden – eine Tatsache, die die je individuelle Biographiegestaltung nicht erleichtert. Frauen erfahren auf diversen Ebenen Einschränkungen und strukturelle Gewalt, die sie ihre Karrierewege anpassen und ihre Biographien neu definieren lassen. Einmal in der Berufshierarchie oben angekommen, sehen sich Frauen heute eher einer Konkurrenz- als einer Anerkennungskultur ausgesetzt. Die Entscheidung für Kinder in einer solchen Phase hat meistens einen Bruch in der Karriere zur Folge und löst das Problem der Anerkennung keineswegs (S. 9-13).

Nach der knappen Einführung gruppieren sich elf Beiträge unter drei – für meinen Geschmack unnötig mit Fragezeichen versehene – Zwischentitel. Der erste Zwischentitel „Bildung – Beruf – Karriere – Kinder?“ umfasst Artikel, die sich kritisch-reflexiv mit den Begriffen „Work-Life-Balance“ und „Karriere“ resp. weiblichen Karriereverläufen auseinandersetzen: Nach *Hildegard Macha* beinhaltet der Begriff „Work-Life-Balance“ für Frauen stets die Frage nach Reproduktion und Generativität und bezieht sich deshalb auf den umfassenden Lebensentwurf von Frauen. *Marianne Dierks'* Beitrag thematisiert die Absage an das „Drei-Phasen-Modell“ der 50er-Jahre aufgrund veränderter Biographieverläufe von Frauen. Es wird ersichtlich, dass die Bedeutung der reproduktiven und pädagogischen Arbeit innerhalb der Familie im Verlauf der letzten Jahrzehnte banalisiert und trivialisiert, zum „Nebenher-Job“ degradiert worden ist. *Bettina Dausien* schließlich analysiert auf ei-

ner theoretischen Ebene den Begriff der Karriere und fragt nach seiner Verwendbarkeit als Kategorie für die Geschlechterforschung.

Der Titel „Das Aufbrechen von strukturellen Begrenzungen durch Lernherausforderungen?“ subsumiert Beiträge, die unterschiedliche Studien zur weiblichen Biographieforschung hinsichtlich Vereinbarkeit von Beruf und Familie vorstellen. Lern- und Bildungsherausforderungen in verschiedenen Altersphasen und Lebenssituationen stellen hier das verbindende Element dar. Das Spektrum an vorgestellten Themen reicht vom Verhältnis ökonomischer Zeitmuster und Lebensläufen von Frauen (*Barbara Strametz et al.*) über erlebte Einschränkungen von Bildungs- und Karrierewegen allein erziehender Sozialhilfeempfängerinnen (*Sabine Toppe*) bis hin zur Beratungsarbeit als professioneller weiblicher Handlungsstrategie, in der die Beraterin zur biographischen Mitgestalterin wird, (*Marion Mayer*) und Mentoringprozessen von Frauen in Führungspositionen (*Ines Schell-Kiehl*).

Unter dem Titel „Bildungs- und Berufserfahrungen von Frauen im In- und Ausland“ werden Sozialisationserfahrungen vor dem Hintergrund von Migration bzw. Berufskarrieren im internationalen Vergleich diskutiert. *Renate Nestvogel* präsentiert die Ergebnisse einer Studie über Bildungs- und Berufserfahrungen afrikanischer Migrantinnen in Deutschland. *Wolfgang Gippert* und *Elke Kleinau* richten den Blick auf die Geschichte(n) deutscher Lehrerinnen, die im Kaiserreich Berufserfahrungen im Ausland sammelten. Anhand eines Fallbeispiels aus der deutschen Kolonie Südwestafrikas wird der Zusammenhang von Nation und Geschlecht untersucht. Ein transatlantisches Forschungsprojekt (Deutschland – USA) thematisiert den Aufstieg von Lehrerinnen in Führungspositionen als herausfordernde Ambivalenzerfahrung und die damit verbundene Macht und Isolation von Frauen (*Claudia Fahrenwald* und *Maureen Porter*). Ebenfalls in dieser Abteilung findet sich der Beitrag von *Mechthild von Lutzau*, die bestimmende Sozialisationsfaktoren aus Kindheit und Jugend für Frauen in Schulleitungen resp. für deren Aufstiegsbereitschaft herausgearbeitet hat.

Die große Streuung an ganz unterschiedlichen Thematiken und Forschungszugängen macht es schwierig, alle Beiträge des Bandes angemessen zu würdigen. Aus der Fülle unterschiedlichster Studien soll im Folgenden auf zwei ausgewählte Beiträge hingewiesen werden, deren anregende Auseinandersetzung weiterführende Fragen für zukünftige Geschlechterforschung eröffnen.

Hildegard Macha geht von der These aus, dass das Schlagwort „Work-Life-Balance“ nicht mehr nur auf die Vereinbarkeit von Familie und Karriere gerichtet ist, sondern dass sich damit generell eine (Neu)Definition weibli-

cher Lebensentwürfe fassen lässt. Die niedrige Reproduktionsrate (in Deutschland: 1,29) ist zum öffentlichen Gegenstand („Gebärstreik“) geworden. Doch die Erklärung dafür in einer stärkeren Orientierung der Frauen am Beruf zu suchen, reicht nicht aus. Der Vergleich mit anderen europäischen Ländern lässt vermuten, dass die Entscheidung für Kinder tendenziell leichter fällt, wenn sich Frauen und Männer gleichberechtigt am Arbeitsleben beteiligen können. Strukturelle Hindernisse für weibliche Karriereverläufe sieht Macha in der historisch begründeten deutschen Mutterideologie (arbeitende „Rabennütter“) und dem traditionellen Drei-Phasen-Modell von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit, in einer Diskriminierung durch verdeckte Marktstrategien wie unterschiedlich hohe Einkommen (männlicher „bread-winner-Bonus“), in der mangelnden Bereitschaft der Männer, sich an der Familien- und Hausarbeit zu beteiligen, sowie in der generellen Erreichbarkeit von Spitzenpositionen für Frauen („glass ceiling“). Die Vereinbarkeit von Familie und Karriere und damit die Ermöglichung eines eigenen Lebensentwurfes für Frauen sind nach Macha noch immer ungelöst (S. 17-32).

Bettina Dausien fragt grundsätzlich: „Machen Frauen Karriere?“ Der klassische Karrierebegriff als Abfolge von Berufspositionen bzw. -rollen, die mit einem sozialen Aufstieg und Bildungsanstrengungen verbunden sind, greift jedoch zu kurz, um das Problem Frauen und Karriere angemessen zu fassen: Die grundlegenden Machtstrukturen des sozialen Raumes und die Macht einzelner Akteure werden durch den Begriff Karriere nicht erfasst. Auch kann bei Frauen in der Regel nicht von einem geradlinigen Verlauf der Karriere die Rede sein. In der Berücksichtigung einer Perspektive der Subjekte muss miteinbezogen werden, dass Subjekte nicht nur gesellschaftliche Strukturen reproduzieren, sondern sie auch umbilden und neu formen. Es steht heute nicht mehr zur Diskussion, ob Frauen Karriere machen, sondern wie. Die neue Dimension in der Diskussion über Karriere ist die „zurechttrainierte“ Persönlichkeit, im Sinne einer Pädagogisierung der beruflichen und persönlichen Lebensführung. Das Schlagwort „Work-Life-Balance“ für Frauen beinhaltet daher immer mehr Aspekte als die primäre Diskussion um Zeitökonomie (Arbeitszeit oder -belastung), wie dies in den Ursprüngen des Begriffs bei männlichen Karriereverläufen der Fall war. Die Vereinbarkeit von Familie und Karriere, so Dausien, führt daher bei individuellen Lösungsversuchen von Frauen zwangsläufig zu Konflikten (S. 54-74).

Das Erscheinen dieses Sammelbandes ist einerseits sehr zu begrüßen, da die Thematik weiblicher „Work-Life-Balance“ auf breiter Basis ins Bewusstsein der Fachöffentlichkeit gerückt wird. Es ist weiterhin die Aufgabe der wissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Daten bereitzustel-

len, die zur Dekonstruktion gesellschaftlich tradierter Geschlechterstereotypen und zum Abbau struktureller Barrieren für Frauen beitragen. Andererseits wird in den meisten Beiträgen eine kritische Distanz zum Leitbegriff und seiner Herkunft vermisst. Die zu Recht gestellte Frage, ob sich ein Terminus aus dem männlichen Managementumfeld auf die Beschreibung von weiblichen Biographieverläufen übertragen lässt, wird nur in wenigen Fällen differenziert und kritisch bearbeitet. „Work-Life-Balance“ als relativ junger, geschlechtsneutraler Begriff, so das vorläufige Fazit, dient nur beschränkt als Analysemittel, da soziale und geschlechterbezogene Differenzen und Hierarchien neutralisiert und strukturelle Probleme individualisiert werden. Es bleibt zu bedenken, ob nicht gerade die Verwendung des Terminus „Work-Life-Balance“ implizit bestehende Geschlechterstereotypen tradiert und so strukturelle Gewalt gegen Frauen weiter fördert.

Karin Manz

Sabine Hark: Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.

Der Zeitpunkt war zweifellos gut gewählt. Mitte der 1990er Jahre, als die Geschlechterforschung allmählich den Ruch des Exotischen verlor, warf Elisabeth List die Frage auf, in welcher Weise der Erfolg des feministischen Projekts dieses selbst verändert habe. Der Umstand, dass die ersehnten Plätze am „Rande der Tafelgesellschaft“ knapp bemessen seien, habe sich eben nicht nur auf die Form feministischer Theoriebildung ausgewirkt, sondern auch die Binnenkommunikation verändert. „Was ist passiert“ – so ihre pointierte Frage – „auf dem Weg von der politischen Gemeinsamkeit zum theoretischen Dissenz?“.

Es ist diese Fragestellung, die nun auch innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung diskutiert wird. Nachdem etwa Edith Glaser und Karin Priem moniert hatten, dass die Anfänge der feministischen Theoriebildung aus disziplingeschichtlicher Perspektive bislang noch kaum erforscht worden seien, erneuerte Susanne Maurer im ersten Band des vorliegenden Jahrbuchs diese Forderung. Weithin ungeklärt sind freilich nicht nur die verschlungenen Wege, welche die feministische Theoriebildung im Feld der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft genommen hat; darüber hinaus fehlt eine methodenkritische Debatte über das begriffliche Instrumentarium, welches diese komplizierten Zusammenhänge zu erforschen erlaubt.

Die Studie *Dissidente Partizipation*, mit der die Soziologin Sabine Hark 2004 an der Universität Potsdam habilitiert wurde, ist aus zwei Gründen für die pädagogische Reflexion interessant: *Inhaltlich* zielt ihre „Diskursgeschichte des Feminismus“ auf eine Genealogie jenes Geflechts von Gruppen, Institutionen und Diskursen, das unter dem Kollektivsingular „Feminismus“ zusammengefasst wird und sich im Zuge seiner Integration in das akademische Feld transformiert hat. *Methodisch* reizvoll und innovativ ist die Kombination diskursanalytischer Verfahren mit Pierre Bourdieus Studien zum wissenschaftlichen Feld. Zugleich reagiert sie mit diesem Zugriff auf eine Forderung von Evelyn Annuß, die bereits vor zehn Jahren dazu aufgerufen hatte, die Debatten um Weiblichkeit, Differenz und Geschlecht auch als Ringen um die Deutungshoheit in einem noch jungen, heftig umkämpften Segment des akademischen Feldes zu interpretieren. Mit Blick auf ihre zentrale These, dass sich Veränderung ohne Teilhabe nicht erreichen lasse, skizziert Hark ihr Vorhaben: „Analysiert werden die widersprüchlich verlaufenden Prozesse der akademischen Verdichtung und Verstetigung von feministischem Wissen, dessen Produktion als und Transformation in ein akademisch intelligibles Unternehmen im Kontext der mächtigen Mikrostrukturen der Normalwissenschaft“ (S. 10f.).

Um nun diese Geschichte hegemonietheoretisch analysieren zu können, rahmt sie die Hauptteile durch Einleitung, Prolog und Epilog. Auf dem Spiel stehe gegenwärtig nicht weniger als die Zukunft des feministischen Projekts: Durch die erfolgreiche akademische Institutionalisierung, das Abrücken mancher Akteurinnen von einer feministischen Perspektive und die zunehmende Akzeptanz der Kategorie Geschlecht wird derzeit ausgehandelt, ob künftig noch eine feministisch inspirierte Kritik der Wissenschaft betrieben wird.

Im Mittelpunkt des ersten Hauptteils „Wechselwirkungen“ (S. 57-206) steht die Verschränkung zweier Entwicklungen, die sowohl das feministische Projekt als auch die Form wissenschaftlichen Wissens nachhaltig verändert haben: Dem „*feminist turn*“ korrespondiert der „*academic turn*“ (S. 76), der darauf verweist, dass die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur deren Protagonistinnen verändert, sondern auch die organisatorische Verfasstheit des Feminismus selbst, der nun akademisch zu werden beginnt. Besondere Anstrengungen richtet Hark darauf, die sozialen Praktiken zu erhellen, durch die es in der jüngsten Vergangenheit gelang, die herrschende Form wissenschaftlichen Wissens zu transformieren. Die These, die sie diesbezüglich zu erhärten sucht, lautet, dass es die Akteurinnen des akademischen Feminismus vermochten, über performative Praktiken die

Frauen- und Geschlechterforschung als eigenständiges Gebiet wissenschaftlichen Wissens zu erzeugen. Mit Blick auf die kritische Selbstverständigung, Bilanzierungen und Sondierungen, die hier unternommen werden, um das sog. ‚Spezifische‘ des Feminismus zu erweisen, hält sie fest, dass es genau diese Verfahren sind, welche den Feminismus innerhalb des akademischen Feldes erkennbar werden lassen. Die einzelnen Beiträge feministischer Wissenschaftlerinnen erzeugen in einem Prozess „sozialer Magie“ (Bourdieu) jenen Diskussionszusammenhang, auf den sie sich doch zu beziehen vorgeben. Dennoch gilt es, deren Resonanz realistisch einzuschätzen: Auch wenn die Interventionen in manchen Disziplinen erfolgreich sind, wäre es doch kaum zutreffend, diese nun als Auslöser grundlegender Transformation wissenschaftlichen Wissens zu betrachten. Weder die Ordnung wissenschaftlicher Diskurse noch deren organisatorische Verfasstheit wurde von dem „feminist turn“ in grundsätzlicher Weise erfasst. Statt von einem Paradigmenwechsel zu sprechen, gelte es, eine paradoxe Lage des akademischen Feminismus zu konstatieren: Obwohl er mittlerweile über eine robuste Infrastruktur verfügt, bleibt ihm doch innerhalb weiter Bereiche der *scientific community* die vorbehaltlose Anerkennung versagt. Es herrscht ein bemerkenswertes Missverhältnis zwischen der erfolgreichen Institutionalisierung des Feminismus und der geringen Reputation, die dieser innerhalb des akademischen Feldes genießt. Gleichwohl sind die Kämpfe um die Ordnung wissenschaftlicher Diskurse keineswegs stillgestellt. Auch wenn nichts schwieriger ist, als Einfluss auf die Struktur eines Feldes zu nehmen, bleiben doch stets Spielräume, die es strategisch zu nutzen gilt: „*Wissen, Wissensformationen sowie die Institutionen und Organisationen des Wissens sind [...] niemals statisch. Sie sind dynamisch, unabgeschlossen und immer umstritten*“ (S. 206).

Im zweiten Hauptteil interpretiert Hark den akademischen Feminismus denn auch als „Umstrittene Wissensformation“ (S. 209-332). Sie entwirft hier nicht nur eine „*mini-history* der Entstehung des feministischen Wissensprojektes“ (S. 250), die unterkomplexe Erzählmuster zu vermeiden sucht; sie arbeitet auch die besondere Herausforderung heraus, auf die jene treffen, die sich für eine feministisch inspirierte Wissenschaftskritik einsetzen – und damit genau jener Institution, der sie doch selbst angehören. Die Aporie, in die sich feministische Wissenschaftlerinnen verstricken, besteht darin, dass sie zwei gegenläufige Motive zu vereinbaren suchen: Sie wollen „kritischer Rand *und* Teil des Ganzen“ (S. 243) sein; sie streben nach einer grundlegenden Kritik des wissenschaftlichen Universums – und wollen dies doch als dessen legitime Repräsentanten tun. Bis in die 1990er Jahre hinein wird jene oszillierende Bewegung zu einem Charakteristikum dieser Position: Das Ko-

kettieren mit dem Außen und das Streben nach Innen wechseln sich ab und erzeugen immer neue diskursive Konstellationen. Und doch kristallisiert sich dabei ein Subtext heraus, der vom Mainstream der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend tabuisiert wird. Am Beispiel der Butler-Rezeption und mit Blick nicht nur auf die wissenschaftliche Öffentlichkeit sucht sie zu zeigen, dass Butlers Kritik an der Heteronormativität nicht nur immer wieder übergangen oder ausgeblendet wird; nicht weniger häufig wird diese diffamiert und die Person Judith Butler zu einer gefährlichen „Verführerin“ (S. 311) stilisiert. Der akademische Feminismus übt damit genau jene Funktion des „gate-keeping“ aus, die er zu Beginn noch als Ausdruck eines patriarchalen Machtapparats gegeißelt hatte. Der Preis für das ersehnte „Eintrittsbillet für das wissenschaftliche Feld“ (S. 319) besteht folglich in der Arbeit an einem Objekt des Wissens, das sowohl von den Spuren der Sexualität weitgehend bereinigt ist, als auch den Auseinandersetzungen mit den *queer-studies* entzogen.

Der dritte Teil – „Inter/Disziplinarität“ (S. 335-389) – setzt mit einer weiteren Provokation des akademischen Feminismus ein: Während deren Akteurinnen Marginalität gerne als epistemologische Chance herausstellten und mit der Zugehörigkeit zu einem wilden, undisziplinierten Wissensgebiet spielten, erweise sich dieses durchaus als disziplinierend. Nicht zuletzt die jüngst erschienenen Einführungsbände indizierten einen Prozess der Konsolidierung des Wissens. Längst gebe es daher auch hier eine Kanondebatte, eine Tendenz zum Hagiographischen und wachsende Widerstände, die eigenen Instrumente der theoretischen Arbeit auf den Prüfstand zu stellen. Genau hierin aber besteht nach Hark das Gebot der Stunde: Statt die Wissensbestände zu verwalten und die eigenen Erfolge zu feiern, gelte es, die theoretischen Grundlagen des akademischen Feminismus rückhaltlos zu befragen. Die besondere Herausforderung besteht demnach für die Frauen- und Geschlechterforschung darin, gerade in jenem Moment, in dem ihre Anliegen erstmals institutionell abgesichert scheinen, der Macht identitätsstiftender Einheitsformeln zu widerstehen, den „Widerstreit“ (S. 361) zuzulassen und die Anstrengungen zu intensivieren, das „Unbewusste“ des akademischen Feminismus aufzuklären: „Feministische Theorie ist daher im Grunde nur denkbar als ein Projekt der fortwährenden De- und Rekonstruktion von Wissen. Ich will dies eine Praxis der Produktion *ex-zentrischen Wissens* nennen, insofern die Reflexion auf die *Bedingtheit des Wissens*, also auf die Ein- und Ausschluss organisierenden Grenzen, Teil der Produktion von Wissen wäre“ (S. 395).

Die Studie von Sabine Hark zeichnet sich durch ein ungewöhnlich hohes Maß an Reflexivität aus. Die Verfasserin räumt denn auch schon auf den er-

sten Seiten ein, dass das Wissen um die Verstrickung in den Gegenstand der eigenen Untersuchung nicht selten zur Belastung wurde. Jene Tabus zu thematisieren, die innerhalb der Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung ausgespart bleiben, und die hegemonialen Kämpfe um deren künftige Gestalt zu untersuchen, muss zu einer gefährlichen Gratwanderung werden. Es ist vielleicht nicht völlig abwegig, die Resonanz, die ihre Arbeit innerhalb des akademischen Feminismus auslöst, als Gradmesser für genau jene Streitkultur zu interpretieren, die sie in ihrer Studie einklagt – und die innerhalb der Erziehungswissenschaft jüngst auch Barbara Rendtorff eingefordert hat. Die wichtigste Anregung für die kritische Selbstreflexion innerhalb des pädagogischen Diskurses besteht in ihrer Aufforderungen, sich innerhalb des akademischen Feminismus „stärker als bisher mit dem Studium seiner eigenen Grenzziehungsprozesse [zu] beschäftigen, insofern die Kohärenz eines Feldes erzeugt wird durch die Artikulation von Grenzen, die ein >Innen< von einem >Außen< scheiden“ (S. 359). Reizvoll scheint es auch, sich in methodischer Hinsicht inspirieren zu lassen und genauer zu untersuchen, wie Hark ihr empirisches Material aufbereitet: In einzelnen Fallstudien – etwa zur Implementierung der Frauenforschung (vgl. S. 226ff.) oder zur Butler-Rezeption (vgl. S. 273ff.) – erläutert sie die enge Verflechtung von Institution und Intellekt. Kritisch zu fragen wäre, welche Funktion den Fallstudien zukommt. Da sie meist nur wenig Raum einnehmen und es mitunter den Anschein hat, als garnierten sie die argumentative Entwicklung der Studie, scheint der Verdacht nicht gänzlich unbegründet, dass sie mitunter etwas Ornamentales besitzen. So scheinen die gewählten Fälle jene Ergebnisse, die offensichtlich auf anderem Wege gewonnen wurden, lediglich zu illustrieren. Aber vielleicht ist es – bei aller eingeklagten und demonstrierten Reflexivität – auch zu viel verlangt, Fallstudien zu entwickeln, die dem eigenen Anliegen zuwiderlaufen.

Markus Rieger-Ladich

Literatur

- Annuß, Evelyn (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom, in: *Das Argument* 216
- List, Elisabeth (1996): Politik, Geschlecht und Lebensform. Perspektiven feministischer Theorie und Praxis, in: Ita Maria Grosz-Ganzoni (Hg.): *Widerspenstige Wechselwirkungen. Feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik*, Tübingen

Marina d'Amelia: La Mamma. Bologna: Società editrice il Mulino 2005

Seit einigen Jahren wird eine demografische Entwicklung der italienischen Gesellschaft mit Verwunderung beobachtet, auf welche die Ökonomen Marco Manacorda (Queen Mary College University of London) und Enrico Moretti (Berkeley, San Francisco) in einer viel beachteten Studie (Manacorda/Moretti 2002) hinweisen: In Italien leben bis zu 85 Prozent der Männer zwischen 18 und 33 Jahren im elterlichen Haushalt, obwohl viele von ihnen wirtschaftlich unabhängig und eigenständig sind. Ausgehend von den weltweit einmaligen Zahlen und auf der Grundlage eines „exchange model“ interessierten sich die Forscher für mögliche Beweggründe einer Mehrheit italienischer Eltern, ihre Sprösslinge über eine so große Zeitspanne zu unterstützen und ihren Verbleib im elterlichen Haushalt zu fördern. Sie kamen zum Schluss, dass nicht in erster Linie der Mangel an Mietwohnungen, die prekären Arbeitsverhältnisse gerade für junge Menschen oder die veränderten Erwartungen einer Konsumgesellschaft, die heute an junge Erwachsene adressiert werden, die entscheidenden Faktoren sind, die diese Entwicklung unterstützen. Vielmehr zeige sich, dass: „Italian parents benefit from the companionship and other services their children provide and, most importantly, from the opportunity they have to get their children to ‚conform‘ to their precepts when they live together“, so Manacorda und Moretti. Dieser Befund löste sowohl in der europäischen Presse wie auch in der italienischen Öffentlichkeit einige Reaktionen aus, die durchgängig ein Stereotyp zur Beschreibung wie auch zur Erklärung des Phänomens bemühten: den *Mammismo*. So fragte die Tageszeitung *Corriere della sera* denn auch in einem Beitrag besorgt: „I ragazzi italiani sono davvero dei mammoni?“ (*Corriere delle Sera* 2003). Leidet die italienische Gesellschaft an einem Muttersohn-Syndrom, oder sind die Italiener schlicht Muttersöhnchen? Unbestreitbar gelte es festzustellen – so die Psychologin Silvia Vegetti Finzi der Universität Pavia – dass italienische Familien in den letzten dreißig Jahren lernten, das Zusammenleben mit ihren Kindern neu zu gestalten und andere Erwartungen an die Söhne und Töchter zu formulieren, und dies mit weitreichenden sozialen und ökonomischen Folgen für die Gesellschaft. Dennoch bleibt die Frage bestehen: Warum treten solche Veränderungen in dieser Deutlichkeit hauptsächlich in Italien auf? Ist der *Mammismo*, dessen soziale und politische Praxis, Ursache oder Folge solcher Strukturveränderungen im familiären Kontext?

Marina d'Amelias mentalitätsgeschichtliche Studie *La Mamma* setzt an diesem Punkt an: Sie analysiert die Geschichte des Stereotyps *Mammismo* als

Geschichte der Sedimentierungen von Imaginationen des Weiblichen, die als Handlungspraxen im Politischen sichtbar werden. Der Ausgangspunkt ihrer Forschung bildet das erste Auftauchen des Terms *Mammismo*, im Jahre 1952, eingeführt durch Corrado Alvaro. In einem seiner Werke mit dem Titel *Saggi di vita contemporanea* beschrieb der Schriftsteller die italienische Gesellschaft in einem Beitrag mit dem Titel *Mammismo* kritisch als „una società d'uomini allevati dalla mamma come protagonisti“, der es an „senso commune“ weitgehend fehle. Die wichtigste soziale und zentrale Beziehung italienischer Männer sei die zur Mutter. Allein dieser sei es möglich, so Alvaro abschließend, Verbindlichkeit und Ordnung zu verlangen.

In Anlehnung an Hobsbawm versteht d'Amelia diese Diagnose, die, wie sie zeigt, im Zeitraum der 1950er Jahre nicht als solitär zu betrachten ist, als Erfindung einer Tradition. Als Teil eines öffentlichen Diskurses bildet sich diese *invented* Tradition vor dem Hintergrund der Erfahrungen des 2. Weltkriegs und den nachfolgenden starken gesellschaftlichen Transformationen und Unsicherheiten als zentraler Bestandteil nationaler Identität heraus, indem sie sich auf ein kulturelles Erbe einer *Grande Madre Mediterranea* oder einer *Santa Madre* beruft. Welches sind nun deren historische Grundlagen und Repräsentationen, fragt die Forscherin, Professorin an der Universität Sapienza in Rom, die nachhaltig das Bild einer Gesellschaft prägte, sodass heute im Zusammenhang mit ökonomischen und sozialen Entwicklungen ganz selbstverständlich von einer Praxis und einer Mentalität des *Mammismo* gesprochen wird? Marina d'Amelia rekonstruiert diesen als Teil der italienischen Mentalität bezeichneten Mythos chronologisch in der Kontrastierung von „öffentlicher“ Weiblichkeit und Egodokumenten wie Briefen, Tagebüchern oder Biografien von Müttern berühmter Söhne zwischen 1800 und 1950. Exemplarisch werden vor diesem Hintergrund private Aspekte rekonstruiert und deren öffentliche Wirksamkeit und Relevanz aufgezeigt.

In ihrem ersten Kapitel zeigt sie auf, dass mit dem Beginn des Risorgimento – die Einigungsbewegung, die ab den 1830er Jahren zum Prozess der Nationalstaatenbildung führt – eine Emphase des *Mütterlichen* die Gesellschaft prägt. Die Familie wird als Hort der Republik und damit des neuen Italiens entdeckt. In diesem Kontext entsteht, so die Autorin, das Bild der modernen italienischen Mutter, das Frauenrollen unterschiedlicher Prägung aufnimmt. Dabei ist die Mutter die Vermittlerin zwischen dem Sohn und der Welt. Im Zentrum steht die Beziehung von Mutter und Sohn und bildet die Basis für alle anderen Beziehungen in der Gemeinschaft, zur Nation und zur Religion. Auf einer moralisch-ethischen Ebene werden die politischen Ideale einer republikanisch verbundenen Aufklärung widergespiegelt. Mutterliebe

und damit Mütterlichkeit ist vor diesem Hintergrund als eine ethische und kulturelle Aufgabe zu verstehen. Die Bestimmung des Wesens der Frau sowie dessen kulturelle wie soziale Aspekte bilden den zentralen Punkt der Debatte zu Sittlichkeit und Voraussetzungen einer guten Gesellschaft bzw. eines Nationalstaates. Dies entspricht auch dem Code der Mutterliebe im liberalen Italien, dem das zweite Kapitel gewidmet ist. Nationenbildung, neue Vorstellungen der Familie und deren Beziehungen gehen Hand in Hand. Veränderte und differente Kommunikationsformen, ein „linguaggio dell'intimità“ zwischen Mutter und Sohn und ein sachlicher Austausch zwischen Vater und Sohn, verweisen im Speziellen darauf, dass eine Emotionalisierung und damit ein bestimmtes Bild einer exklusiven Mutter-Sohn-Beziehung entstehen. Hier macht d'Amelia deutlich, dass das Bild der modernen italienischen Mutter seine Verankerung in den patriotischen Familien des Nordens findet und sich in – dem von den Bourbonen besetzten – Süditalien im historischen Zeitraum nur allmählich durchsetzt.

Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert scheinen weitere Facetten der Mutterbilder auf: Durch Güte und christliche Nächstenliebe sollen Unterschiede innerhalb der Familie und der Gesellschaft überbrückt und die Nation geeint werden. Dem Bedeutungsraum ist die Erwartung der Harmonisierung der bestehenden sozialen Verhältnisse und der Vervollkommnung der Gesellschaft eingeschrieben. Davon abgeleitet eröffnet nun *Mütterlichkeit* in privater wie auch öffentlicher Funktion Frauen ein erweitertes Handlungsfeld und eine wichtige Position in der staatsbürgerlichen Ordnung. Die *Mamma* als Idealtypus weiblicher Existenz ist Heldin der Familie und des Vaterlandes zugleich. Figurationen, auf die d'Amelia in weiteren Untersuchungsschritten alle übrigen Repräsentationen des Weiblichen bis Mitte des 20. Jahrhunderts zurückführt. So etwa, wenn sie die Strategien der Monumentalisierung und Glorifizierung der Mütter der gefallenen italienischen Soldaten im 1. Weltkrieg vor dem Hintergrund eines sich etablierenden Muttermythos herausarbeitet. Dieser ist jedoch nicht neu, nur dessen hagiografische und kultische Umsetzung in der Zeit des Faschismus, so d'Amelia. Ende des 2. Weltkrieges ist dann das Bild der italienischen Mutter stark in der Imagination der italienischen Nation verankert. Es garantiert Kontinuität, Sicherheit und Einheit. Wahrgenommen und verstanden als Teil einer langen Tradition sind seine Sedimente nicht mehr sichtbar.

D'Amelias Studie zeigt eindrücklich, dass das Stereotyp seine Bedeutungen aus dem Verhältnis zur sozialen Ordnung gewinnt und sich in dem Maße verändert, wie auch diese sich wandelt. So sind die Imaginationen eingebettet in historische Diskurse um die Ordnung der Geschlechter und deren Diffe-

renz wie auch um die Ordnung der Generationen – und dabei eingebunden an die jeweiligen Konstruktionen der Nation. Zudem wird deutlich, dass ein zentrales Moment des Stereotyps mit dem Begriff *mediatrix* umschrieben werden kann: Die Vermittlerin, die qua Eigenschaften wie Harmonie, Fürsorglichkeit oder Opferbereitschaft zwischen Gott und Mensch, innerhalb der Familie, innerhalb der Nation, zwischen Gesellschaft und Individuum, Herrscher und Untertanen vermittelt oder das Bindeglied qua Körper oder Körperlichkeit und Sprache darstellt.

Die Schwäche und Stärke dieser sorgfältigen Studie liegen in der starken bzw. ausschließlichen Fokussierung auf den nationalen Kontext. So werden zum einen kaum Bezüge zu europäischen Entwicklungen in historischer Perspektive oder zum andern zu aktuellen internationalen Forschungen im Bereich „motherhood in nation-building, citizenship“ hergestellt, die eine Einordnung der Befunde bereichert hätte. Zudem reflektiert Marina d’Amelia kaum ihren sehr spezifischen Quellenkorpus, der in weiten Teilen aus biographischen Materialien „der Söhne“ besteht. Dies wäre kein Problem, wenn sie in ihren Analysen systematisch zwischen dem kulturellen Prozess der Formgebung und dem diskursiven Prozess der Interpretation des Stereotyps sowie den darin eingeschriebenen Verhaltenserwartungen unterscheiden würde. Dieses Moment fehlt jedoch in weiten Teilen der Studie und macht die Narration d’Amelias zu linear. Nichtsdestotrotz bilden ihre insgesamt sehr erhellenden und am Material orientierten Ausführungen eine äußerst wertvolle Grundlage zur Beantwortung aktueller familienpolitischer Fragen sowie Entwicklungen und sollten in weitere, gerade auch ökonomische und sozialpolitische Forschungen einbezogen werden.

Sabina Larcher

Literatur

Manacorda, Marco/Moretti, Enrico (2002): Intergenerational Transfers and Household Structure. Why Do Most Italian Youths Live with Their Parents? Center for Economic Performance, London School of Economics and Political Science, London
Corriere della Sera, 22. Juli 2003.

Yvonne Leimgruber: In pädagogischer Mission. Die Pädagogin Rosette Niederer-Kasthofer (1779–1857) und ihr Wirken für ein „frauengerechtes“ Leben in Familie und Gesellschaft, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2006

Die hier zu besprechende Publikation hat die Schweizer Pädagogin Rosette Niederer-Kasthofer zum Thema. Das Buch will dabei aber explizit nicht einfach eine (weitere) Biographie über die im Kontext Pestalozzis berühmt gewordene Frau sein, sondern „Rosette Niederer-Kasthofers Leben und Werk eingebettet in die größeren Zusammenhänge von Pädagogik und Geschichte analysieren“ (S. 14). Um diesen Anspruch einzulösen, wählt Yvonne Leimgruber drei methodische Zugänge. Mit Pierre Bourdieus Konzepten von „sozialem Feld“, „Kapital“ und „Habitus und Milieu“ will sie „eine angemessene Gewichtung von Niederer-Kasthofers Biografie und ihrer Lebenswelt“ gewährleisten (S. 4). Mit der Netzwerkanalyse will sie zweitens beschreiben, wie es Niederer-Kasthofer gelungen ist, sich zu einem wichtigen Player im „pädagogischen Feld“ zu entwickeln (S. 8ff.). Und mit der Analysekategorie „Gender“ schließlich soll das publizistische Werk und die Lebensführung untersucht und damit „ein erweitertes Verständnis ihres Denken und Handelns ermöglicht werden“ (S. 15).

Diese theoretisch-methodischen Prämissen schlagen sich in der Strukturierung des Buches nieder. In der Einleitung (S. 1–18) werden die Fragestellung, die Methode und der Forschungsstand skizziert, der erste Teil widmet sich der Biographie Niederer-Kasthofers (S. 19–155), der zweite Teil beleuchtet ihr Netzwerk (S. 157–260) und der dritte Teil das publizistische Werk (S. 261–306). Den Abschluss bilden ein kurzes Schlusswort, in welchem die wichtigsten Punkte nochmals rekapituliert werden (S. 307–310), sowie ein Anhang (S. 311–337), in dem die im Verlauf der Arbeit erwähnten Personen kurz biographisch beschrieben werden, eine Stammtafel zum familiären Netzwerk Niederer-Kasthofers vorzufinden ist sowie das Literaturverzeichnis.

In der Einleitung wird Niederer-Kasthofer als Person eingeführt, die 1828 mit einem „für ihre Zeit ungewöhnlichen Votum“ erstmals an die pädagogische Öffentlichkeit tritt (S. 1) und mit ihrem Leben das Ziel verfolgt, „Frauen ein Wirken im häuslichen und familiären Bereich, aber auch außerhalb des Hauses, im Rahmen der bürgerlichen Öffentlichkeit“ zu ermöglichen (ebd.). Niederer-Kasthofers Leben und Wirken wird dabei in einer „Übergangsphase“ situiert, „in der die Leitlinien weiblicher Betätigungsfelder neu gelegt wurden“ (S. 2). Niederer-Kasthofer stammt aus einer „Familie des sich

konstituierenden, überwiegend liberalen Bildungsbürgertums“, welches eine „duale, komplementäre Geschlechterzuschreibung“ verfolgt (S. 3). Dagegen steht das reale Leben der Protagonistin, das diesen Vorgaben nicht folgt, woraus ein Konflikt resultiert, der sich gemäß Leimgruber auch in ihren Publikationen spiegelt (ebd.). Daraus leitet Leimgruber zwei Hauptthesen ab. „Als Pädagogin und Publizistin war Rosette Niederer-Kasthofer an der Ausformung der männerzentrierten bürgerlichen Gesellschaft beteiligt, die sich auf politischer Ebene als bürgerlich-liberaler Bundesstaat konstituierte“ und zweitens: „Mit ihrem eigenen Lebensentwurf widersprach sie jedoch der von ihr propagierten bürgerlichen Geschlechterordnung, die sie zudem in ihrem publizistischen Werk subtil unterlief und deren Grenzen sie mit der Ausbildung von bildungsorientierten Berufsfrauen ausweitete“ (ebd.).

Der erste Teil beschreibt in fünf Kapiteln das Leben Rosette Niederer-Kasthofers. Das erste Kapitel widmet sich der „Kindheit und Jugend“, das zweite der Zeit der Zusammenarbeit mit Pestalozzi in Yverdon, das dritte Kapitel fokussiert auf ihre Etablierung als Institutsleiterin der Pestalozzischen Mädchenerziehungsanstalt in Yverdon – in diese Zeit fällt auch die Heirat mit Johannes Niederer, bis 1817 einer der engsten Mitarbeiter Pestalozzis –, das vierte Kapitel beschreibt die Trennung von Pestalozzi und den Umzug des Instituts nach Genf und das fünfte Kapitel ihre „Witwenzeit“. Das Leben Rosette Niederer-Kasthofers wird traditionell chronologisch erzählt, wobei versucht wird, über die zahlreich erhaltenen Briefe und Tagebucheinträge der handelnden Personen eine hohe Authentizität der Erzählung zu erreichen.

Diese Authentizität bzw. quellennahe Darstellung kontrastiert mit der Einbettung in die pädagogische Theoriediskussion. Hier folgt Leimgruber lehrbuchartigem Wissen über Aufklärung, Bürgerlichkeit und Pädagogik, das von einfachen Schemata ausgeht, die die historische Realität nicht adäquat abzubilden vermögen und sich zudem auf die gesellschaftlichen, historischen und intellektuellen Verhältnisse in Deutschland bezieht, die sich jedoch in vielen Bereichen markant von der Situation in der Schweiz unterscheiden.

Eigenartig ist etwa auch der Umgang mit der „Aufklärung“. So wird beispielsweise die Schule Müslins, welche Niederer-Kasthofer in Bern besuchte, als „nicht wirklich aufklärerisch in [ihrem] Anspruch“ bezeichnet (S. 26). Dahinter scheint mir ein lineares Konzept von Geschichtsschreibung hin zu einem „Besseren“ verborgen. Müslin und seiner Schule wird nicht der Anspruch abgesprochen, reformfreudig und -willig zu sein, doch wird als Kriterium für eine wirkliche Verbesserung das Konzept „Aufklärung“ herangezogen. Wenn sich dieses nun nicht in Müslins eigenen Ansprüchen finden lässt, wird das als Zeichen dafür gedeutet, dass Müslin zwar Reformen unternimmt,

diese aber nicht am optimal möglichen ausgerichtet, wobei nicht reflektiert wird, dass die Zuschreibung von Aufklärung als Fortschritt selber ein Konstrukt der (pädagogischen) Geschichtsschreibung ist.

In der weiteren Arbeit zeigt sich ein ständiges Bemühen, die Sekundärliteratur mit den Quellen in Übereinstimmung zu bringen. So sucht Leimgruber etwa nach Spuren von Rousseau oder Campe bei Niederer-Kasthofer, die sie als „Vertreter ... des bürgerlichen Familienleitbildes“ bezeichnet (S. 50). Eine Auseinandersetzung lässt sich in den Quellen nicht nachweisen, dies gilt nicht nur für diese beiden Autoren, sondern generell für die zeitgenössische Diskussion, die im Werk und im Nachlass Rosette Niederer-Kasthofers kaum präsent ist. Dieser Umstand wird aber nicht einfach als gegeben hingenommen, etwa mit dem Fazit, dass über die Rezeption der zeitgenössischen Diskussion keine Aussage gemacht werden kann, sondern Leimgruber versucht trotzdem, Niederer-Kasthofer mit der zeitgenössischen Diskussion in Beziehung zu bringen, indem sie nach Ähnlichkeiten in den verschiedenen Konzepten sucht. Damit aber gerät sie unweigerlich in Gefahr, die quellennahe, historische Darstellung zu verlassen und einer traditionell ideengeschichtlichen Argumentationsweise zu folgen.

Von der überwiegend geisteswissenschaftlich orientierten Sekundärliteratur zu Pestalozzi ist auch der Blick auf die Zeit in Yverdon geprägt. In der Beschreibung der Pestalozzischen Institute in Burgdorf und Yverdon wird der von Pestalozzi durchaus auch selber formulierte Anspruch von der Verbesserung der Welt durch seine Methode zum Nennwert genommen und nicht bedacht, dass diese Schulen auf eine private, finanzkräftige Klientel angewiesen waren, die ihre Kinder zur Ausbildung dahin schickte. Es kann wohl davon ausgegangen werden, dass Eltern für die Ausbildung ihrer Kinder nur dann bereit sind, Geld auszugeben, wenn der Gegenwert ihren Vorstellungen entspricht und die gebotene Ausbildung die persönliche und berufliche Zukunft des Nachwuchses in der subjektiven Einschätzung verbessert. Das gilt ebenso für die Pestalozzischen Schulen in Yverdon wie für vergleichbare Institutionen (vgl. S. 78) und so verwundert es auch nicht, dass die Quellen zeigen, wie der Institutsalltag immer von einer Abwägung der eigenen hehren Idealen und den konkreten Ansprüchen der Eltern geprägt war.

Der zweite Hauptteil konzentriert sich auf die Darstellung des Netzwerkes von Rosette Niederer-Kasthofer. Unter Netzwerk wird dabei die „soziale Verortung der Kontaktpersonen“ verstanden. Es soll untersucht werden, „in welchen Milieus Niederer-Kasthofer verkehrte, und welche Bedeutung diese für den entstehenden schweizerischen Bundesstaat hatten“. Ebenfalls in den Blick genommen werden die Strategien Niederer-Kasthofers, sich mit den

entscheidenden Personen zu vernetzen, da sie „als Unternehmerin auf ein weit verzweigtes Netzwerk angewiesen war“ (S. 157). Im ersten Kapitel des zweiten Teils werden die „traditionellen Beziehungsformen“, die Familie Kasthofers und ihr näheres Umfeld untersucht. Im zweiten Kapitel werden die „beruflichen Beziehungen“ in den Blick genommen, während das dritte den „Zöglingen Niederer-Kasthofers“ und den „Pädagoginnen in ihrem Umfeld“ gewidmet ist.

Die Durchführung der Netzwerkanalyse kann den eigenen Anforderungen nicht genügen. Die verschiedenen Personen, mit denen Niederer-Kasthofer in Kontakt gestanden hat, werden zwar ausführlich dargestellt, wobei diese Darstellung nicht wesentlich über eine breite biographische Beschreibung hinaus geht. Der Anspruch der „sozialen Verortung“ scheint mir dadurch zu wenig eingelöst zu werden, wenn unter „sozialer Verortung“ mehr gefasst werden soll, als eine einfache Zuschreibung von „liberal“ oder „konservativ“, wie das die politische Geschichtsschreibung (zu) lange Zeit gemacht hat. „Intellectual history“ nach dem *linguistic turn* kann so aber nicht mehr geschrieben werden, und die Möglichkeiten der Analyse in die Tiefe, die das umfangreiche handschriftliche Material von Niederer-Kasthofer und ihrem Umfeld bieten würde, kann so leider nicht genutzt werden.

Im dritten Hauptteil wird das publizistische Werk in den Blick genommen. Im ersten Kapitel steht das „Hauptwerk“ *Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung* (1828) im Zentrum, im zweiten die *Dramatischen Jugendspiele für das weibliche Geschlecht* (1838) und im dritten Kapitel wird versucht, dieses Werk im pädagogischen Diskurs zu kontextualisieren. Leimgruber wendet dabei einen eher ungewohnten Kontextbegriff an. Wie schon im ersten Hauptteil dargestellt, sind von Niederer-Kasthofer selber keine Hinweise überliefert, aus welchen Quellen oder aus welcher Lektüreerfahrung sie ihre pädagogischen Konzeptionen konstruiert, und auch in den gedruckten Werken finden sich kaum explizite Bezüge zu der zeitgenössischen Diskussion. So würde sich für eine Kontextualisierung eigentlich nur der Zugang über das persönliche Beziehungsnetz anbieten. Leimgruber versteht unter „Kontextualisierung“ aber kein methodisches Konzept, etwa im Sinne der *Cambridge School*, sondern die Herausarbeitung von „Analogien“ (S. 285). So benutzt sie für die Kontextualisierung von Niederer-Kasthofers Werk zeitgenössische Autorinnen und Autoren, deren Auswahl sie damit begründet, dass „deren Werk für Niederer-Kasthofer zumindest theoretisch erreichbar waren und die teilweise wegweisend für die pädagogische Entwicklung waren“ (S. 286). Niederer-Kasthofer wird demzufolge mit Joachim

Heinrich Campe, Theodor Gottlieb von Hippel, Mary Wollstonecraft, Amalia Holst, Betty Gleim, Albertine-Adrienne Necker-de Saussure und Lydia Maria Child „kontextualisiert“. Das Fazit dieser Kontextualisierung, die wohl eher ein ideengeschichtlicher Vergleich genannt werden sollte, lautet, „dass Niederer-Kasthofer trotz starker Bezüge zum dominanten Geschlechter- und Bildungsverständnis eines der – im Sinne weiblicher Entfaltungsmöglichkeiten – progressivsten Werke ihrer Zeit hinterlassen hat“ (S. 306).

Leimgruber hat viele Quellen gesichtet und zur Darstellung gebracht, es wird aber nicht klar, inwiefern diese Arbeit die methodisch-theoretischen Vorgaben einlösen kann und damit mehr ist, als eine detailreiche biographische Studie zu Rosette Niederer-Kasthofer. Auch wird man bei der Lektüre den Eindruck nie ganz los, dass Leimgruber zwar sehr viel Material zusammengetragen hat – und das ist auch eine große Stärke der Arbeit – dass es ihr aber nicht gelungen ist, dieses Material anhand einer klar formulierten Fragestellung zur Darstellung zu bringen. Die Arbeit vermittelt eher den Eindruck von drei eigentlich getrennten Blickwinkeln, deren einzige Verbindung in der Person Niederer-Kasthofer liegt, wobei der Erzählstil mit dem Fortschreiten der Arbeit immer redundanter wird. Die Arbeit macht auch den Eindruck, als ob der fehlende Rote Faden durch eine noch umfangreichere Materialsammlung und eine massive Ausweitung der Darstellung hätte kompensiert werden sollen.

Rebekka Horlacher